

Das Schmetterlingsmodell

Im Zentrum steht das Kindeswohl



Impressum

Redaktion	Marc Baumeler Ruth Frei Maria Künzli
Text	Ruth Frei
Fotos	Mitarbeitende Jugendhilfe-Netzwerk Integration, Ruth Frei
Illustrationen	Pflegekinder Jugendhilfe-Netzwerk Integration
Layout und Gestaltung	Charlotte Haldemann 3550 Langnau
6. Ausgabe	Oktober 2014
Druck	Tanner Druck AG 3550 Langnau
Auflage	1'000 Expl.



Inhaltsverzeichnis

Magazin 2014

Das Schmetterlingsmodell	4
Eine Pflegekinder-Erfahrung prägt das ganze Leben	8
Im Zentrum: das Wohl des Kindes	14
Wichtig ist eine Vertrauensbasis	16
Das zweite Zuhause	19
Aus verschiedenen Blickwinkeln betrachtet	22

Das Schmetterlingsmodell

Im Zentrum steht das Kindeswohl

Nach schweizerischem Recht sind Eltern verpflichtet, sich um das Wohl ihrer Kinder zu kümmern. Diese gesetzlich verankerte elterliche Verantwortung beinhaltet die Sorge für das Kind im leiblichen, sozialen, finanziellen und rechtlichen Bereich. Sind Eltern nicht in der Lage diese Verantwortung wahrzunehmen, gilt es, nach anderen Möglichkeiten zu suchen. Ordnet eine Kinderschutzhilfe eine Fremdplatzierung an, wird das Kind mit einem neuen Umfeld konfrontiert. Von nun an sind mehrere Instanzen für das Kindeswohl verantwortlich. Die Art, wie sie zusammenarbeiten, beeinflusst die Befindlichkeit und die Entwicklungsmöglichkeiten des Kindes entscheidend. Das Jugendhilfe-Netzwerk Integration nutzt das Bild eines Schmetterlings als Symbol, um die Verantwortlichkeiten der einzelnen Kooperationspartner und deren Beziehung zueinander darzustellen. Dieses Schmetterlingsmodell zeigt auf, wie wichtig es ist, dass alle beteiligten Instanzen zusammenarbeiten.



Modell einer optimalen Pflegekindersituation: Die Flügel des Schmetterlings schwingen im Gleichschlag.

Die vier Flügel

Jeder Flügel des Schmetterlings steht für eine der vier „Elternschaften“, die für ein Pflegekind zuständig sind:

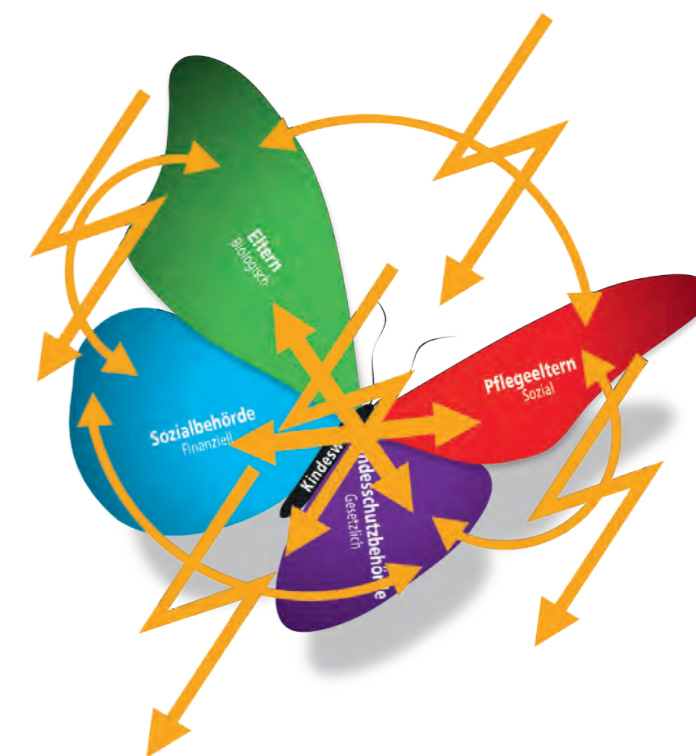
- Die leiblichen Eltern (Mutter und Vater)
- Die sozialen Eltern (Pflegefamilie)
- Die finanzierenden Eltern (Sozialdienst, Beistand, Gemeindebehörde)
- Die gesetzlichen Eltern (Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde)

Trotz seiner Feingliedrigkeit und Fragilität ist der Schmetterling ein Lebewesen mit enormer Widerstandskraft. „Auch Pflegekinder sind sensible Wesen“, weiss Ruth Staub aus ihren Erfahrungen, die sie bei der Biografiearbeit mit Pflegekindern im Jugendhilfe-Netzwerk Integration machte. „Ihre Lebenssituation ist oftmals sehr zerbrechlich.“ Ähnlich wie beim Schmetterling zeigt sich aber immer wieder, mit welcher unglaublichen Stärke und enormem Willen Pflegekinder die Herausforderungen ihrer komplexen Lebensbedingungen meistern, wenn das Umfeld unterstützend wirkt. Ihr Wohlergehen

ist davon abhängig, dass die verschiedenen Systeme analog der vier Flügel eines Schmetterlings miteinander kooperieren. Denn: Um fliegen zu können, braucht der Schmetterling vier intakte Flügel. Schlagen sie synchron, kann er unglaubliche Turbulenzen bewältigen. Übertragen auf die Situation eines Pflegekindes bedeutet dies: Wie der Körper eines Schmetterlings, steht das Kindeswohl im Zentrum. Das Wohlergehen eines Kindes ist abhängig davon, dass die vier Flügel optimal zusammenspielen. In einer Pflegekindersituation ist das nicht immer einfach. Das Schmetterlingsmodell macht begreifbar, welche Kräfte auf ein Kind einwirken, wenn die vier Elternschaften schlecht zusammenarbeiten. „Wenn ein Flügel nicht schlägt, stürzt der Schmetterling ab“, sagt der Gesamtleiter des Jugendhilfe-Netzwerks Marc Baumeler. Er verweist auf die Folgen einer solchen Situation: „Solange nicht alle Flügel einigermaßen gleichmässig schlagen, hat ein Kind beeinträchtigte Entwicklungsvoraussetzungen.“ Dies gilt es zu verändern. Das Modell des Schmetterlings zeigt auf, wo Handlungsbedarf besteht.



Modell einer Pflegekindersituation mit Störfaktoren der einzelnen involvierten Bereiche, die sich negativ auf die Entwicklung eines Kindes auswirken können.



Eine gemeinsame Sprache finden

Dank des Schmetterlingsmodells lässt sich die anspruchsvolle und komplexe Lebenssituation eines Pflegekindes besser verstehen und verständlich darlegen. Das Ursprungsmodell stammt von den beiden Autorinnen Birgit Lattschar und Irmela Wiemann. Urs Kaltenrieder bezeichnet das Schmetterlingsmodell als wichtige Metapher. Kennen gelernt hat der VR-Präsident des Jugendhilfe-Netzwerks das Modell im Rahmen eines Ausbildungsseminars von Irmela Wiemann für Biografiearbeit, das er gemeinsam mit der Ombudsfrau Ruth Staub besuchte. Das Jugendhilfe-Netzwerk Integration entwickelte es 2009 weiter und passte es speziell auf die Pflegekindersituation an. Das Modell steht für die systemische Sichtweise im Jugendhilfe-Netzwerk. Es beinhaltet einen praktischen Ansatz, um Sachverhalte zu reflektieren und Hilfe, wichtige Themen und Anliegen im Gespräch mit Vertretern der verschiedenen Elternschaften aufzugreifen, betont Urs Kaltenrieder. Eine wichtige Rolle spielt das Schmetterlingsmodell heute zum Beispiel bei Standortgesprächen und Koordinationssitzungen.

Es dient als Erklärungsmodell für die komplexen Lebensbedingungen eines Pflegekindes und ermöglicht herauszufinden, ob und wie die Zusammenarbeit mit den verschiedenen Kooperationspartnern im konkreten Fall gestaltet werden kann. Dabei gehe es letztlich oft um die Frage, ob eine gemeinsame Sprache gefunden werden könne, sagt Susanne Frutig, die als Geschäftsführerin des Jugendhilfe-Netzwerks tätig ist. Denn diese sei eine wesentliche Grundlage für eine konstruktive Arbeitsgemeinschaft zum Wohl eines Pflegekindes.

Quellennachweis zum Schmetterlingsmodell: Grundlagen und Praxis der Biografiearbeit Birgit Lattschar und Irmela Wiemann





„Der Schmetterling symbolisiert die Situation von Kindern, die oftmals Schwierigkeiten haben richtig zu fliegen, weil nicht alle Flügel gleichmässig schlagen. Wir müssen mit allen vier Flügeln zusammenarbeiten, damit das Kind besser fliegen kann.“

Marc Baumeler, Gesamtleiter



„Mit dem Schmetterlingsmodell lässt sich darstellen, was rund um die Kinder geschieht und welche unsichtbaren Kräfte und Mächte mitspielen. Es ermöglicht, diese besser zu verstehen und zeigt auf, welchen Einfluss der einzelne Flügel auf die gesamte Situation eines Kindes hat.“

Susanne Frutig, Geschäftsführerin



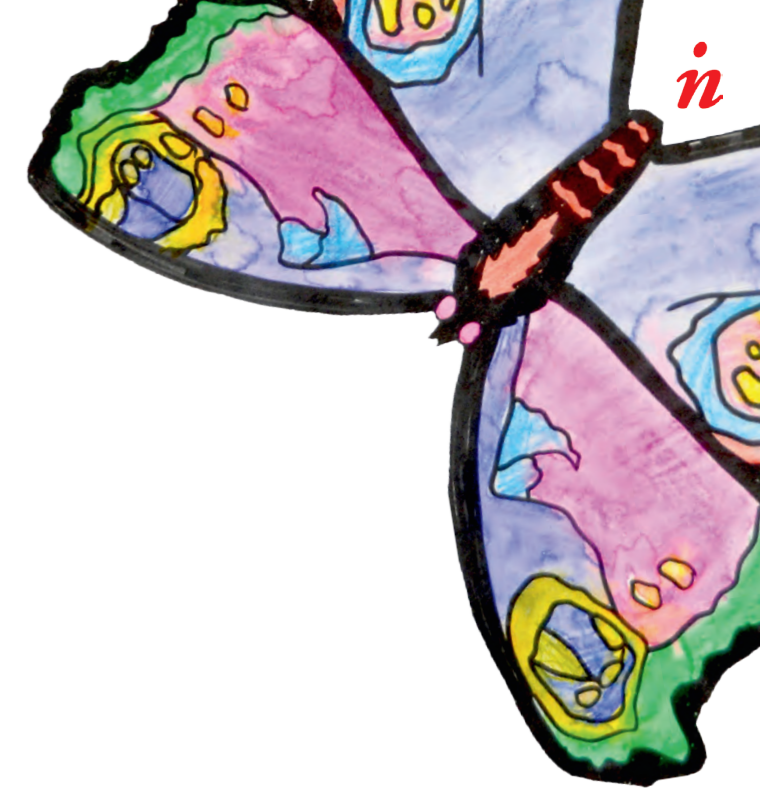
„Beim Schmetterlingsmodell steht das Kindeswohl im Zentrum. Nur, wenn es den Bezugspersonen gelingt, ihre Verantwortlichkeiten vom Schmetterlingsmodell abzuleiten, kann der Leitsatz des Jugendhilfe-Netzwerks Integration kindeswohlorientiert umgesetzt werden. Kinder sollen an einem Ort leben können, an dem sie sich wohl und geborgen fühlen und ihren Bedürfnissen und Möglichkeiten entsprechend entwickeln können. Und sie sollen heute und in Zukunft ein möglichst eigenständiges und erfülltes Leben führen dürfen.“

Ruth Staub, Ombudsfrau



„Kinder sind oft von hochkomplexen und undurchschaubaren Lebensbedingungen umgeben. Das Schmetterlingsmodell ist ein Instrument, das mir hilft, diese komplexen Situationen zu erfassen und einfache nachvollziehbare Entscheide zu treffen.“

Urs Kaltenrieder, Präsident des Verwaltungsrats



Offenheit und Mut gefordert

Was geschieht, wenn das Zusammenspiel der vier Flügel eines Schmetterlings nicht funktioniert oder einer sogar abbricht? Eine fatale Situation, der Absturz ist vorprogrammiert. Ähnlich ist die Situation für ein Pflegekind, wenn es zu Konflikten zwischen den vier Elternschaften kommt. Klar ist, dass das Potenzial für Meinungsverschiedenheiten gross ist. Zum Handwerk der Fachstelle des Netzwerks gehört deshalb, diese Zusammenarbeit optimal zu koordinieren. Die Verantwortung dafür trägt die Platzierungskoordinatorin oder der Platzierungskoordinator. „Der Primärauftrag ist, dafür zu sorgen, dass sich die verschiedenen Soziokulturen nicht konkurrenzieren, sondern sich gegenseitig ergänzen“, erklärt Urs Kaltenrieder. Dies fordert Offenheit für die Situation und manchmal auch etwas Mut, „um entwicklungs-hemmende Konflikte zu lokalisieren und zu lösen“. Dies sei weniger kompliziert, als es in der Fachwelt oftmals dargestellt werde. Voraussetzung zur Problemlösung sei aber, dass man die Probleme erkenne und benenne. Das Schmetterlingsmodell leistet dabei gute Dienste, weil damit die zentrale Funktion aller Beteiligten aufgezeigt und je nach dem auch hinterfragt oder basierend auf Einsichten und Fakten angepasst werden kann.

Als Gesamtleiter hat Marc Baumeler ein klares Ziel vor Augen: „Meine Aufgabe ist zu schauen, dass die vier Flügel möglichst synchron schlagen.“ Klar ist aber auch, dass dies nicht immer gleich gut gelingt. Mit dem Modell vor Augen ist die Stossrichtung jedoch eindeutig und einzelne Bereiche können damit auch zur Verantwortung gezogen werden. Zudem vermag das Schmetterlingsmodell auf einfache Weise begreiflich zu machen, wie problematisch solche Konfliktsituationen für ein Pflegekind sind. Daraus können weiterführende Erkenntnisse und konstruktive Handlungsansätze

erfolgen. Dies hat sich im Rahmen der Zusammenarbeit mit leiblichen Eltern und Pflegeeltern des Öfteren schon gezeigt. Für Marc Baumeler steht fest: „Wenn die Beteiligten begreifen, dass sich ihre Haltungen und ihr Handeln direkt auf das Kindeswohl auswirken, fühlen sie sich eher verpflichtet, miteinander und nicht gegeneinander zu arbeiten oder sich wenigstens nicht zu bekämpfen.“ Ohne Zweifel wird das Thematisieren von Konfliktsituationen und Problemen vereinfacht, wenn diese bildhaft dargestellt werden können. So kann das Modell aufzeigen, welche Elternschaft Unterstützung braucht, oder bildlich gesprochen: wann ein schwacher Flügel gestärkt werden muss. Dargelegt werden kann beispielsweise, warum es oft wichtig ist, dass die gesetzliche Vertretung sich mehr um die leiblichen Eltern kümmert, während die sozialen Eltern verstärkt die Unterstützung des Netzwerks brauchen.

Der Anteil jedes Einzelnen

Das Modell ist für die Verantwortlichen des Jugendhilfe-Netzwerks Integration aber nicht sakrosankt. Keinesfalls soll es dogmatisch angewendet werden. Langjährige Erfahrungen zeigen aber, dass es in Bezug auf die Zusammenarbeit aller Beteiligten eine bedeutende Rolle spielt. „Wenn ich mich redlich bemühe, den Beteiligten meine Gedanken im Sinne des Modells darzulegen und die Konflikte zu benennen, kommt meist eine neue Dynamik in das Geschehen“, betont Urs Kaltenrieder. Daraus leitet Marc Baumeler einen klaren Auftrag ab: „Zeigt ein Kind problematische Verhaltensweisen, geht es ihm nicht gut. Zuallererst müssen wir uns fragen, welchen Anteil wir daran haben.“ Dementsprechend gilt es zu handeln. Denn: „Schwierig ist niemals das Kind. Schwierig sind die Lebensbedingungen fremdplatzierter Kinder.“



Eine Pflegekinder-Erfahrung prägt das ganze Leben

Ruth Staub und Urs Kaltenrieder waren vor gut 50 Jahren Pflegekinder. Heute arbeiten sie in Schlüsselpositionen des Jugendhilfe-Netzwerks Integration.

Ihre Kindheit ist stark geprägt von vielen schmerzhaften Erfahrungen. Schauen Ruth Staub und Urs Kaltenrieder auf ihre Vergangenheit zurück, werden ihre Stimmen schwankend, sie tönen verletztlich, manchmal aber auch hart und oftmals sehr dezidiert. Ihre Biografien weisen trotz vieler Unterschiede auch einige Gemeinsamkeiten auf. Die Schlüsse, die sie daraus ziehen, sind dieselben. Fremdplatzierte Kinder brauchen in erster Linie liebe Menschen, die bereit sind, authentische Beziehungen mit ihnen einzugehen. Und sie benötigen ein Umfeld, in dem sich Kinder wohl und geborgen fühlen. Glück hätten sie mit ihren Pflegefamilien beide gehabt, stellen Ruth Staub und Urs Kaltenrieder fest.



Urs Kaltenrieder: aufgehoben in einer fremden Familie

Er wuchs als jüngster von drei Buben auf einem kleinen Bauernhof im Seeland auf. Seine Mutter war krank, seit er sich an sie erinnern konnte. Sie starb, als Urs Kaltenrieder knapp neun Jahre alt war. Nach der Todesnachricht stellte er gegenüber seinem Vater unverzüglich klar, dass ihm keine andere Frau die Mutter ersetzen könne. Als dieser knapp zwei Jahre nach dem Tod seiner Frau wieder heiratete, war das für den Bub eine Katastrophe. Er fühlte sich hin- und hergerissen zwischen den Grosseltern, bei denen er Zuflucht suchte, und dem Vater mit seiner zweiten Frau. Die Situation wurde immer unerträglicher. Als sein Grossvater an einem Schlaganfall starb, sah Urs Kaltenrieder für sich in seiner Familie keine Zukunft

mehr: Er musste weg. Denkt er heute an sein Bedürfnis, aus der Familie auszubrechen und stattdessen in einer Pflegefamilie zu leben, kommt ihm vor allem in den Sinn, dass dieser Wunsch nicht normal war. Damit umzugehen, war alles andere als einfach. Verstanden fühlte er sich nur von seiner Tante. Sie unterstützte ihn und suchte schliesslich nach neuen Lösungen für seine verfahrenere Situation. Sie war es, die ihm die Möglichkeit einer Pflegefamilie aufzeigte. Bei der Besichtigung einer möglichen Pflegefamilie im Grimselgebiet wusste er aber gleich, dass er in dieser Abgeschlossenheit nie und nimmer leben könnte.

Als er dann zum ersten Mal auf das freundliche, mit Geranien geschmückte Bauernhaus seiner späteren Pflegefamilie im Emmental zuzug, spürte er, dass er sich hier wohlfühlen würde. Als seine künftigen Pflegeeltern ihn herzlich begrüsst, bedeutete dies für ihn eine Bestätigung seiner Gefühle. Das Leben in der Pflegefamilie sei „die schönste Zeit seiner Kindheit“ gewesen, sagt Urs Kaltenrieder. Dass er die Offizierschule machen konnte, obwohl er „nur“ eine Dachdeckerlehre gemacht hatte, sei ein „Riesenglück“. Dankbar ist er seinem damaligen Instruktor, der ihm half, „die grossen schulischen Lücken zu erkennen und zu schliessen“. Mit „einigen Umwegen“ stieg er in die stationäre Jugendhilfe ein und merkte bald, wie die eigenen Erfahrungen ihm oft eine Hilfe waren; bei der Auseinandersetzung mit dem, was geboten wurde und mit dem, was er erlebt hatte. „Als Pflegekind machst du vieles mit dir alleine aus“, sagt Urs Kaltenrieder. Über manche Dinge, die ihn als Kind bewegten, kann er bis heute nicht sprechen. Seine ehemaligen Pflegeeltern hat er in guter Erinnerung und besucht sie noch ab und zu.



Ruth Staub: fremd in der Familie der leiblichen Mutter

„Meine 19-jährige Mutter war vor 54 Jahren nicht in der Lage, ihr Leben nach dem Wohl eines Kindes ein- und auszurichten“, sagt Ruth Staub rückblickend verständnisvoll. Das erste Lebensjahr verbrachte sie mehrheitlich als „Übungsbaby“ für Säuglingspflege in einer Familienhelferinnenschule in der Zentralschweiz. Eine Schülerin nahm das Kind danach für einen Monat heim zur Familie ihrer verwitweten Mutter ins Oberwallis. Aus dem geplanten Monat wurden fünf Jahre, die für das kleine Mädchen ein unbeschwertes Leben in Geborgenheit bedeuteten: Ein Leben in einfachen Verhältnissen, eingebettet im liebevollen System einer Bauernfamilie. Man nahm „Ruthli“ auf, machte kein grosses Aufheben um das Ganze, sprach sogar davon, das Kind zu adoptieren. Pflegegeld bekam die Familie keines. Ab und zu kam der Beistand vorbei, gelegentlich ihre Mutter. Eines Tages traf ein eingeschriebener Brief ein. Die Mutter habe geheiratet, hiess es, und sie würde das Kind einen Monat später zu sich in ihre neu gegründete Familie holen. Dass man ihr nichts davon erzählte, versteht Ruth Staub im Nachhinein. Man wollte sie bis zur Umplatzierung schonen. Das kleine Mädchen freute sich auf den „Ausflug“ mit der Mutter und ihrem Mann und auf die lange Fahrt mit dem Auto. Sowas hatte es noch nie erlebt. Heute, bald fünfzig Jahre später, erinnert sich Ruth Staub an diesen einschneidenden Tag, als ob er gestern gewesen wäre. „Das Auto fuhr weg, ich freute mich auf die versprochenen Blicke auf Seen und Schiffe. Alle winkten.“ Die Fahrt führte ins Luzernische. Von da an wohnte sie zwar bei ihrer leiblichen Mutter und ihrem ersten Stiefvater, war aber enturzelt. Ihre eigentliche Familie und ihr Boden blieben im Wallis zurück. Die unvorbereitete Umplatzierung war für sie damals eine Katastrophe. Am neuen Ort war das Fremde. Und das bedeutete, sich in einer neuen Welt zurechtzufinden, in der die Sprache eine andere war, das Leben in anderen Bahnen lief als im beschau-

lichen kleinen Gommer-Bergdorf. Wenn sie lieb sei, dürfe sie jeweils die Schulferien im Wallis verbringen, versprach man ihr. Sie gab sich alle Mühe. Dass aber das Versprechen nicht immer eingehalten wurde, tat ihr weh. „Ich fühlte mich, als ob ich auf dem Mond gelandet wäre – verloren!“

Was Pflegekinder durch eine Platzierung in eine fremde Familie erleben, erfuhr Ruth Staub in der umgekehrten Richtung mit der Umplatzierung von der geborgenen Lebenssituation in der Pflegefamilie zurück zu ihrer leiblichen Mutter in eine ihr völlig fremde Welt. Ihre Traurigkeit wurde nicht verstanden, denn sie hätte sich freuen und sich dankbar zeigen sollen, dass sie wieder bei ihrer Mutter und mit „einem Vater“ leben durfte, die es beide sehr gut mit ihr meinten. Während vier Jahren lebte auch ein Pflegekind in der Familie. Es war für alle schwierig, als dieses Mädchen umplatziert wurde, weil die Mutter zwei weitere Kinder bekommen hatte. Die Mutter musste teils ausser Haus arbeiten. Ruth Staub diente oft als „Ersatzmutter“ für ihre zwei kleinen Halbgeschwister, zu denen sie bis heute eine herzliche Beziehung pflegt. Damals fühlte sie sich überfordert mit der Verantwortung und den Aufgaben, die sie übernehmen musste. Jahre später erst, als sie von zu Hause weggezogen war, eine Ausbildung gemacht und selber drei eigene Kinder hatte, konnte sie sich mit ihrer Mutter versöhnen. Ihren leiblichen Vater hat sie mit 19 Jahren aus eigener Initiative gesucht und mit viel Glück gefunden. Der herzliche Kontakt mit ihm und seiner dreiköpfigen Familie hielt zwölf Jahre lang. Dann versandete dieser Kontakt. Wiederum musste Ruth Staub Liebgewonnenes loslassen.

Dass sie als Mutter ihren Kindern eine andere Kindheit ermöglichen konnte schreibt sie der grossen Unterstützung des Vaters der drei gemeinsamen Kinder zu. Dafür ist sie ihm sehr dankbar. Und: Was sie im Wallis erlebt hatte, erwies sich als tragfähiger Boden für ihr Leben. Zu ihrer ehemaligen Pflegefamilie hat sie bis heute einen innigen Kontakt.





Ruth Staub und Urs Kaltenrieder engagieren sich im Jugendhilfe-Netzwerk für das Wohl fremdplatzierter Kinder. Wie anspruchsvoll deren Situation ist, wissen sie aus eigener Erfahrung.



Anders als die andern

Fünf Jahre lebte Ruth Staub in einer Pflegefamilie, in der sie sich aufgehoben und beschützt fühlte. Als Sechsjährige wurde sie von einem Tag auf den anderen zurück zu ihrer leiblichen Mutter in eine völlig neue Umgebung gebracht. Dies hat ihr buchstäblich den Boden unter den Füßen weggezogen. Sie hätte sich freuen sollen, endlich bei ihrer leiblichen Mutter leben zu dürfen. Sie wünschte sich aber nichts sehnlicher, als „zu Hause“ bei ihrer Pflegefamilie zu sein. Es dauerte viele Jahre und bedurfte mehrere Anläufe, bis sie sich mit viel Mut und Energie mit ihrer Vergangenheit arrangieren konnte. Diese Auseinandersetzung hat ihr unter anderem auch ermöglicht, dass sie sich heute als Ombudsfrau für die Bedürfnisse und Anliegen fremdplatzierter Kinder im Jugendhilfe-Netzwerk Integration engagiert. Die Geborgenheit und Wärme, die sie als kleines Kind in der Pflegefamilie im Wallis erfahren hat, tragen sie durchs Leben.

Einen „tragfähigen Boden“ hat auch Urs Kaltenrieder von seiner Pflegefamilie mit auf den Weg bekommen. Als 13-Jähriger wurde er auf eigene Initiative von seiner Ursprungsfamilie in eine Pflegefamilie platziert. Ein Schritt, der einem Tabubruch glich und mit unbeschreiblichen Schuldgefühlen und grosser Scham verbunden war: „Gesellschaftlich betrachtet, gilt die eigene Fami-

lie als das Grösste und das Beste für das Kind. Wenn du nicht bei ihr leben kannst oder willst, stösst dies auf Unverständnis und Ablehnung.“ Urs Kaltenrieder musste diesen Weg trotzdem gehen. In der Pflegefamilie fühlte er sich aufgehoben. Aber: Sich mit einer neuen Familie auseinanderzusetzen, ist mit Ängsten und Unsicherheiten verbunden. Das Zurechtfinden in einer neuen sozialen Umgebung fordert einen heraus: Man ist anders als alle anderen. „Als Pflegekind erlebst du dich immer wieder als Aussenseiter. Auch wenn alle meinen, dass sie dich unterstützen, fühlst du dich in dieser Welt oft alleine.“ So glaubte seine Gotte und Freundin seiner verstorbenen Mutter, dass sie ihm einen grossen Gefallen erweisen könne, wenn sie ihn zu sich nehmen würde. Das „Bärn-Gotti“ lebte mit ihrem behinderten Mann und einem befreundeten Paar in einer Wohngemeinschaft im Zentrum von Bern. Als „Ursli“ dieses gut gemeinte Angebot nicht annahm und sich klar für den Verbleib in seiner Pflegefamilie im Emmental entschied, führte dies zum Bruch in der Beziehung zu seiner Gotte.

Biografie mit Umwegen

Die Situation eines Pflegekindes ist anspruchsvoll und konfrontiert ein Kind mit aussergewöhnlichen Herausforderungen. Das wissen Ruth Staub und Urs Kaltenrieder aus eigenen Erfahrungen. Immer wieder gab es

aber schöne „Zufälle“ und vor allem Menschen, die ihnen halfen, Boden unter den Füßen zu gewinnen. So können beide ihrer Kinderzeit auch Positives abgewinnen: Urs Kaltenrieder hat gelernt, Beziehungskonstellationen gut einzuschätzen und auf seine Intuition zu vertrauen. Ruth Staub betrachtet ihre Offenheit fast immer als positive Folge ihrer Erfahrungen als Pflegekind.

Das Leben eines Pflegekindes verläuft meistens über Umwege. Wichtig ist für Ruth Staub die Erkenntnis, dass Umwege für die Entwicklung eines Pflegekindes oft notwendig und deshalb wertvoll sind. Ihre belastenden Kindheitserfahrungen machen für sie heute sogar Sinn. Als kleines Kind war sie gezwungen, sich unterschiedlichen Situationen anzupassen, um zu überleben. Eine Fähigkeit, die ihr geblieben ist und ihr heute ermöglicht, mit einem gewissen Weitblick, einem Unvertrauen und manchmal auf unkonventionellen Wegen durchs Leben zu gehen.

Biografien von Pflegekindern sind mit sich wiederholenden Neuanfängen durchsetzt. Für Urs Kaltenrieder ist es nachvollziehbar, wenn fremdplatzierte Kinder oft nicht in die konventionellen Bildungssysteme passen. Das Einleben in eine neue Schule bedeutet, „als Exot in eine fremde Klasse an einen fremden Ort zu kommen“. Der Stoff und das Lernklima sind anders, die Lehrkraft neu, und das Kind muss mit all dem Unvertrauten sofort zurechtkommen. Die Vergangenheit trifft auf die Gegenwart: Pflegekinder müssen sich mit dem auseinander setzen, was sie erlebt haben und mit dem, was ihnen nun angeboten wird. Ein fremdplatziertes Kind kann meist nicht sagen, wie schwer es unter diesen Umständen leidet: „Wenn du von Schwierigkeiten redest, riskierst du Menschen zu verletzen, die es eigentlich gut mit dir meinen.“ Klar ist für Urs Kaltenrieder: „Es braucht lange, bis du erkennst, dass du den eigenen Rhythmus, den eigenen Weg und das eigene Lerntempo bestimmen musst und dir das Recht zugestehen kannst, das zu tun, was deinen Neigungen und Fähigkeiten entspricht“. So absolvierte Urs Kaltenrieder im Alter von sechzehn Jahren eine Dachdeckerlehre. Diese Ausbildung war ihm schulisch wie auch finanziell möglich. Die wirklich wichtigen Bildungsausweise musste er sich hauptsächlich autodidaktisch erwerben, weil er ein Schultrauma hatte: „Ich musste den Inhalt begreifen und konnte nicht nur auswendig lernen.“

Ein tragfähiges Umfeld

Die Feststellung „das Pflegekind könnte schon, wenn es nur wollte“ ist für Urs Kaltenrieder hartherzig, zu einfach und oft auch ungerecht. „Manche Pflegekinder können gar nicht wollen, weil sie in ihren Entwicklungsmöglichkeiten massiv eingeschränkt sind.“ Zu verletzt sind ihre Seelen und zu schwach ist ihr Selbstvertrauen. Dass diese beiden ehemaligen Pflegekinder heute da

stehen, wo sie sind, mussten sie sich hart erarbeiten. Pflegekinder leisten oft unglaubliche Anstrengungen, um in der Gesellschaft bestehen zu können. In sozialen Berufen ist dies besonders herausfordernd, weil unter Fachleuten heute noch die Ansicht verbreitet ist, dass Betroffene für soziale Berufe weniger geeignet seien: Diese würden oft zu wenig professionelle Distanz zu den Klienten entwickeln.

Ruth Staub beschäftigt sich heute intensiv mit Pflegekindern und setzt sich mit ihnen behutsam über ihre Vorgeschichten auseinander. Ihr Ziel ist es, sie zu unterstützen, damit sie ihre Vergangenheit verstehen und in ihre Gegenwart und Zukunft integrieren können. In ihrer Biografiearbeit ist dies selbstvertrauensbildend möglich, weil kein Methodenzwang besteht und kein festgelegtes Programm absolviert wird. „Es geht vielmehr darum, dass sich das Kind von mir angenommen und sich so verstanden fühlt, wie es eben ist.“ Urs Kaltenrieder setzt sich als Mitbegründer, ehemaliger Gesamtleiter des Jugendhilfe-Netzwerks Integration und heutiger Präsident des Verwaltungsrats dafür ein, dass Pflegekinder in ein liebevolles und tragfähiges Beziehungsnetz eingebettet werden, als Grundlagen für eine positive Zukunft.



Wichtig sind echte Beziehungen.





Das Engagement der beiden kommt nicht von ungefähr. Ruth Staub und Urs Kaltenrieder wissen, dass Pflegekinder Menschen brauchen, die an sie glauben. „Im Jugendhilfe-Netzwerk Integration platzierte Pflegekinder sollen an einem Ort leben, an dem sie sich wohl und geborgen fühlen dürfen und an dem sie sich ihren Bedürfnissen und Möglichkeiten entsprechend entwickeln können.“ Dieser Leitsatz im Konzept der Organisation beinhaltet für Ruth Staub und Urs Kaltenrieder mehr als bloss schöne Worte. Diese Zielsetzung postuliert das, was alle Pflegekinder brauchen: Menschen, die Kindeswohlorientiert zusammenarbeiten und sie durch Hochs und Tiefs begleiten. Denn Pflegekinder haben es schwer, ein gesundes Selbstwertgefühl zu entwickeln. Ruth Staub kennt das Gefühl, „weniger wert zu sein als andere“ nur zu gut. Die Schwierigkeit liege darin, sich ständig beweisen zu müssen, ohne dass es vermutlich je reicht, erklärt sie den täglichen Kampf vieler Pflegekinder. Kommt hinzu, dass sich viele sogar noch schuldig fühlen für ihre Lebenssituation und sich entspre-

Für Urs Kaltenrieder ist wichtig, dass das Eingehen auf die spezielle Situation des einzelnen Pflegekindes im Jugendhilfe-Netzwerk Integration erste Priorität hat. Dies bedeutet, dass individuelle Fördermassnahmen genug Raum bekommen. Ein grosser Vorteil sei, dass mit verschiedenen Subsystemen wie mit zuweisenden Instanzen, Herkunftsfamilien, Pflegefamilien, Lehrkräften, einem Psychiater, einer Ombudsfrau und mit Sozialpädagoginnen und -pädagogen koordiniert zusammengearbeitet wird. Eine grosse Herausforderung besteht für ihn oft darin, dem permanenten Leistungsdruck nach aussen hin angemessen zu begegnen. Ruth Staub und Urs Kaltenrieder sind sich bewusst, dass das „Zeit-gewähren-können“ für Pflegekinder eine wertvolle Ressource ist.

Was es wirklich braucht

„Wenn du fremdplatziert bist, musst du in verschiedenen Systemen funktionieren können“, wissen Ruth Staub und Urs Kaltenrieder aus eigener Erfahrung.



Pflegekinder müssen sich in abnormal unterschiedlichen Lebens- und Gesellschaftsfeldern zurechtfinden. Gleichzeitig wird von ihnen gefordert, dass sie sich normal verhalten.

chend dafür schämen. Deshalb entwickeln diese Kinder unterschiedliche Strategien, um mit ihrer seelischen Not umzugehen: Einige reagieren mit totaler Anpassung, andere mit Rebellion und auffälligem Verhalten. Es können Verhaltensweisen entstehen, die das Umfeld extrem herausfordern. Sieht Ruth Staub Ansätze, wie dieser Problematik zu begegnen ist? „Von zentraler Bedeutung ist die Befriedigung basaler Grundbedürfnisse. Nebst Kost und Logie, geht es im Kern um Liebe und Wertschätzung, die das Selbstwertgefühl eines jeden Kindes stärken.“ Sie ist überzeugt, dass diese Grundhaltung den Kindern trotz schwieriger Ausgangslage ermöglichen kann, „eines Tages erfolgreiche Entwicklungsschritte zu machen“.

So gesehen, sind Pflegekinder wahre Lebenskünstler. Auch Ruth Staub und Urs Kaltenrieder haben schnell gelernt, „was es zwischen den verschiedenen Subsystemen oder Beteiligten auszuhalten gilt, um in Turbulenzen einigermaßen flugsicher zu navigieren.“ Für sie ist das Bild des Schmetterlings, wie es im Jugendhilfe-Netzwerk Integration als Denk- und Prozesshandlungsmodell angewendet wird, sehr anschaulich und hilfreich. Dieses Bild bringe die speziellen Lebensbedingungen von fremdplatzierten Kindern verständlich zum Ausdruck. Daraus abgeleitet ist für Ruth Staub wichtig, dass die Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen Instanzen gut, transparent und vertrauensvoll funktioniert. Die Platzierungskordinatorinnen und -koordina-



toren des Jugendhilfe-Netzwerks tragen diesbezüglich die Hauptverantwortung. Wichtig ist für Ruth Staub, dass Pflegekinder altersentsprechend einbezogen werden und ihnen verständlich erklärt wird, was auf der Erwachsenenenebene besprochen und entschieden wird. Als ehemaliges Pflegekind und als Ombudsfrau ist sie überzeugt, dass dem Pflegekind seine Biografie zugemutet werden darf, weil diese einen wesentlichen Teil seiner Identität verkörpert. Dass es ab und zu Mut erfordert, „die Dinge beim Namen zu nennen“, will und kann sie nicht wegre-den.

Zentral sei zum einen, dass die Erwachsenen sich möglichst rivalitätsfrei begegneten, damit das Kind keinen Loyalitätskonflikten ausgesetzt werde. Zum andern sei wichtig, dass sich alle Beteiligten am Kindeswohl orientierten. Seien diese Hauptziele erkannt, spiele es keine Rolle mehr, welche Person welche Ideen einbringe oder wer sich wofür engagiere. Bildhaft gesprochen bedeutet dies: Wenn sich alle Flügel des Schmetterlings abgestimmt bewegen, ist ein sicherer Flug wahrscheinlich und damit auch das Kindeswohl gesichert. Es ist aber auch möglich, dass ein geschwächter Flügel zeitweilig durch einen anderen gestärkt wird.

Von Bedeutung ist für Urs Kaltenrieder, die Lage eines Pflegekindes nicht nur defizitorientiert zu betrachten. Es gelte auch, dessen Ressourcen und Entwicklungspotenzial zu erkennen. „Wenn die verschiedenen Instanzen anerkennen, dass ihre Aktivität und/oder Inaktivität grossen Einfluss auf die Entwicklung eines Pflegekindes hat und entsprechend ihre Verantwortung im Gesamtkontext wahrnehmen, kann sich ein stark belastetes Pflegekind positiv entwickeln.“ Das beinhaltet für Ruth Staub, dass sich alle Beteiligten mit „echter

Empathie und mit Wohlwollen“ um das Kind kümmern also nicht nur mit dem Verstand und dem Fachwissen, sondern auch mit dem Herzen denken und handeln. Es reicht nicht, wenn fremdplatzierte Kinder in einer Einrichtung „gut und professionell versorgt“ werden. Natürlich setzt dies das persönliche Engagement aller Beteiligten voraus. Die Konstanz in einem tragfähigen Beziehungsnetz, wie sie zum Beispiel im Jugendhilfe-Netzwerk Integration angeboten wird, wirkt sich aus milieutherapeutischer Erfahrung heilsam auf die seelischen Wunden von Pflegekindern aus. Gäbe es etwas, was Urs Kaltenrieder jedem Pflegekind wünschen würde, wäre es eine Art „Gotte“ – eine gute Seele, zu der Kinder uneingeschränktes Vertrauen haben können. Ruth Staub hat sich als Person und als Ombudsfrau im Jugendhilfe-Netzwerk Integration bei Pflegekindern, Herkunftsfamilien und Partnerfamilien sowie bei den Fachleuten eine solche Vertrauensposition erworben.

Entscheidend ist für die beiden ehemaligen Pflegekinder Ruth Staub und Urs Kaltenrieder, dass ein Mensch, der einmal von einer Fremdplatzierung betroffen war, auch noch im Alter feststellen kann: „Ich habe als Pflegekind Glück gehabt“.

Ruth Staub und Urs Kaltenrieder setzen sich dafür ein, dass fremdplatzierte Kinder sich dereinst auch mit guten Gefühlen an ihre Pflegekinderzeit erinnern können.



Im Zentrum: das Wohl des Kindes

Als Berufsbeistand versucht Andreas Heuberger zu verhindern, dass die Finanzen die Fremdplatzierung diktieren.



Während rund zehn Jahren arbeitete der Sozialarbeiter Andreas Heuberger in einem Heim für Jugendliche und erlebte, wie wichtig eine konstruktive Zusammenarbeit mit allen Beteiligten ist. Seit zehn Jahren ist er Berufsbeistand beim SoBZ Regionen Hochdorf und Sursee. In dieser Funktion betreut er zwischen 80 bis 100 Menschen, davon auch viele Kinder, bei denen eine Fremdplatzierung manchmal die einzige mögliche Lösung ist.

Muss ein Kind fremdplatziert werden, stellt sich für den Berufsbeistand Andreas Heuberger die Frage, welche Institution die Bedürfnisse des Kindes am besten abdeckt. Seit Januar 2013 liegt der gesetzliche Entscheid für eine solche Massnahme bei der Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde, die einen klar umschriebenen Auftrag an den Beistand weiterleitet. Seine Aufgabe ist, die entsprechenden Schritte zu planen und auszuführen. In den Verantwortungsbereich von Andreas Heuberger fällt unter anderem das Sicherstellen der Finanzierung, ohne die «eine noch so gute Lösung» nicht machbar ist. Als Beistand verschiedener Pflegekinder steht er seit vielen Jahren immer wieder im Kontakt mit dem Jugendhilfe-Netzwerk Integration.

Die Suche nach der richtigen Lösung

Die finanzielle Absprache für eine Fremdplatzierung müsse im Hintergrund geleistet werden, erklärt Andreas Heuberger. Das bedeute, dass weder das Kind, noch die Eltern, die Pflegefamilie oder die Institution damit belastet werden dürfen. „Hier geht es um Verhandlungsarbeit hinter den Kulissen und manchmal um ellenlange Begründungen, die zu meinem Auftrag gehören.“ Er verschweigt nicht, dass es in dieser Rolle oftmals gilt, Druck auszuhalten, damit die Finanzen nicht diktieren, wohin ein Kind platziert wird. Bis jetzt sei es ihm gelungen, das Wohl des Kindes in den Vordergrund zu stellen und angepasste Lösungen zu finden.

Ob eine Heim- oder eine Pflegefamilienplatzierung besser ist, hängt für Andreas Heuberger vor allem vom Alter und dem sozialen Umfeld des Kindes ab. Jugendliche finden sich erfahrungsgemäss in einer Familie weniger gut zurecht, da sie sich im Übergang zum Erwachsenenleben in einem Ablösungsprozess befinden.



In einer Grossinstitution verteilt sich der Umgang mit oft anspruchsvollen Verhaltensweisen von jungen Menschen auf mehrere Schultern – eine Situation, die in familiären Strukturen schwieriger zu verkraften ist. Kleinkinder und Kinder bis zehn, elf Jahre sind laut Andreas Heuberger in einer Pflegefamilie oder in einem Kleinheim mit Familienstrukturen besser aufgehoben. Solche Lösungen seien vor allem dann wichtig, wenn es um eine mehrjährige Platzierung gehe. Es sei nicht korrekt, wenn für kleine Kinder die Strukturen eines Grossheims gewählt würden, sagt er. „Der häufige Wechsel von Angestellten, die jedes Heim verkraften muss, ist für Kinder problematisch und der Entwicklung nicht förderlich. Sie brauchen stabile und verlässliche soziale Beziehungen.“

Für den Berufsbeistand ist es wichtig zu verstehen, welche Hilfe und Unterstützung das einzelne Kind auf Grund seiner Situation braucht. Es gelte vom Kindeswohl auszugehen und zu schauen, welche Möglichkeit für das einzelne Kind langfristig die beste sei, umschreibt er die Grundhaltung seines Schaffens. Nicht ganz einfach ist es jedoch herauszufinden, welche Institution die Bedürfnisse eines Kindes am besten abdeckt. Noch schwieriger ist es, professionelle Angebote mit familiären Strukturen zu finden. Für Andreas Heuberger besteht in diesem Bereich ein Mangel. „Die Fremdplatzierung muss die Thematik eines Kindes aufnehmen.“ Das beinhaltet: „Die Kinder sollen mit Perspektiven durch die Kinder- und Jugendzeit begleitet werden, die ihnen ermöglichen, zu eigenverantwortlichen erwachsenen Personen heranzuwachsen.“ Verliere man dieses Ziel nicht aus den Augen, sei es möglich, auch „rumplige“ Situationen besser zu überstehen.

Der hohe Stellenwert guter Zusammenarbeit

Anspruchsvolle Situationen gibt es bei einer Fremdplatzierung auch unter den besten Voraussetzungen immer wieder. Wichtig sind für Andreas Heuberger die Sorgfalt und der Einbezug aller Beteiligten. Wie positioniert er seine Tätigkeit im Kontext des Schmetterlingsmodells, wie es im Jugendhilfe-Netzwerk verwendet wird? Das Modell illustriert das komplexe Zusammenspiel zwischen leiblichen und sozialen Eltern und den finanzierenden und gesetzlichen Vertretungen. Das Engagement der gesetzlichen und der finanzierenden Kräfte betrachtet Heuberger demzufolge als Hintergrundarbeit, die geleistet werden muss. Übertragen auf das Modell des Schmetterlings, werden Grundlagen geschaffen, „die dazu beitragen, dass der Schmetterling fliegt“. Wünschen würde er sich, dass im Bereich des Kinderschutzes kindergerechter agiert und Entscheide schneller gefällt werden könnten. Es sei aber verständlich, dass eine Behörde Einzelnotfälle nicht gesondert behandeln könne. Ein Problem ist dies für ein betroffenes Kind trotzdem. Andreas Heuberger ist aber zuversichtlich, dass die heutigen strukturellen Probleme sich längerfristig regeln lassen. Die grössten Spannungsfelder sieht er im Bereich der Zusammenarbeit von leiblichen und sozialen Eltern. Seine Aufgabe als Berufsbeistand ist es, zu erwirken, „dass diese zwei Flügel möglichst gut funktionieren“. Eine diffizile Arbeit. Dies nicht zuletzt deshalb, weil es gilt, mit unterschiedlichsten Familiensystemen und deren Wertvorstellungen zu arbeiten. So ist es wichtig, geplante Schritte mit den Eltern so zu besprechen, dass sie die Platzierung in eine Pflegefamilie akzeptieren können. „Mittelfristig soll es zu einem guten Kontakt zwischen den leiblichen und den sozialen Eltern kommen“, sagt Andreas Heuberger.

Oberstes Gebot ist für ihn: Die Pflegeeltern und die Institutionen dürfen die Eltern eines Kindes nie attackieren. „Wenn das passiert, kann sich ein Kind im ganzen System nicht mehr zurechtfinden.“ Es gerät in einen unüberwindbaren Loyalitätskonflikt. Dass es oftmals nicht einfach ist, mit den leiblichen Eltern eines fremdplatzierten Kindes zusammenzuarbeiten, liegt für ihn in der Natur der Sache und beinhaltet seinen eigentlichen Auftrag. Wären die Eltern selber in der Lage, eine Lösung für das Problem und sogar eine Institution oder einen Pflegeplatz zu finden, bräuchte es ihn als Berufsbeistand nicht. Wichtig sei deshalb, die Situation der leiblichen Eltern zu respektieren. Dass diese aber nicht auf Anhieb mit Begeisterung auf die Pflegeeltern reagieren, ist für Andreas Heuberger verständlich.

Ein tragendes soziales Umfeld

Die Hauptaufgabe als Beistand eines Kindes ist es, für das Kindeswohl einzustehen. So muss dieser auch mal Entscheidungen treffen, die nicht von allen Involvierten unterstützt werden. Und oftmals ist auch Motivations-

arbeit gefordert, damit die leiblichen Eltern eine Lösung mittragen können, die auf den ersten Blick nicht verstanden wird. Ein guter Kontakt zu den Pflegefamilien erleichtert Andreas Heuberger längerfristig die Umsetzung dieses Anliegens. Einfacher ist es für ihn, bei den leiblichen Eltern um Verständnis zu werben, wenn bei den sozialen Eltern eine kooperative Bereitschaft vorhanden ist. Er betrachtet es als seine Aufgabe, sich für ganzheitliche Pflegeverhältnisse zu engagieren: „Läuft es gut, bin ich nicht sichtbar. Wird es schwierig, übe ich meine Funktion aus, damit es wieder läuft.“ Diese beinhaltet, sich für grundlegende Beziehungen einzusetzen, die es einem Kind ermöglichen, eines Tages seinen eigenen Weg zu gehen. In Bezug auf das Schmetterlingsmodell heisst das: „Wenn alles gut zusammenspielt, fliegt der Schmetterling. Er kann sich zwischendurch ausruhen, sich mit achtzehn Jahren absetzen und hoffentlich selber weiterfliegen.“



Eine wesentliche Voraussetzung dafür ist, dass „ein Kind spürbar in Kontakt mit anderen Menschen ist“. Dazu muss es integriert sein in eine tragende soziale Umgebung. Wenn es zu einer Fremdplatzierung kommt, liegt das Problem nämlich meist nicht bloss beim Familiensystem. Schwierigkeiten bestehen häufig auch im Bereich der Schule oder in Bezug auf Aussenkontakte. Deshalb sei es gut, wenn eine Institution verschiedene Bereiche abdecke, sagt Andreas Heuberger. So, wie es beispielsweise das Jugendhilfe-Netzwerk Integration mit dem Angebot von Pflegefamilie und interner Schulung ermöglicht. Dass das Ganze unter einer Gesamtleitung steht, vereinfacht für den Beistand die Zusammenarbeit. Es sei ein Vorteil, dass die Psychiatrie im Netzwerk-Integration Teil des Angebots sei, weil dies im Rahmen von Pflegekinderplatzierungen zunehmend an Bedeutung gewinne. Dass die Schule mit dem Familienplatz eng verbunden ist und zwischen allen Beteiligten ein intensiver Austausch stattfindet, hält Andreas Heuberger für entscheidend: „Wenn Pflegefamilien in ein Gesamtsystem eingebettet sind, ist es einfacher, mit komplexen und anspruchsvollen Familiensystemen erfolgreich zu arbeiten.“ Mit einer ganzheitlichen Voraussetzung erhöht sich die Chance, dass es nur zu einer Platzierung kommt. Denn: „Jeder Platzierungswechsel ist für ein Kind eine riesige Benachteiligung.“

Es gilt Grundlagen zu schaffen, die den Bedürfnissen des einzelnen Kindes entsprechen.



Wichtig ist eine Vertrauensbasis

Vor fünf Jahren musste Renée Walther ihren zwölfjährigen Sohn in eine Pflegefamilie platzieren.

Es war eine Notsituation: „Ich wusste, entweder gehen wir zusammen unter oder wir schaffen es beide“, sagt die Kinderärztin, die in Basel in einer Gemeinschaftspraxis tätig ist. Der mutige Schritt, ihren Sohn in eine Pflegefamilie zu platzieren, eröffnete neue Perspektiven.



Auf Renée Walthers Input hin wurde ihr Sohn im Alter von zwölf Jahren in eine Pflegefamilie platziert. Damit ermöglichte sie ihm einen zukunftsorientierten Weg aus einer verfahrenen Situation.

Keine einfache Situation

Vor neun Jahren starb Renée Walthers Mann nach kurzer Krankheit – damit veränderte sich ihr Leben von einem Tag auf den anderen. Ihre beiden älteren Söhne waren recht selbstständig, in der Ausbildung und am Studieren. Das Zusammenleben mit ihrem jüngsten Sohn funktionierte zu Beginn gut. „Zunehmend entstand aber eine Dramatik, die aufzeigte, dass es so nicht mehr weitergehen konnte“, erinnert sich die Frau mit einem langen Blick in die Ferne. Sie lebt und arbeitet in Basel. Wir sitzen im Kultur Café in der Elisabethenanlage. Renée Walther lacht viel und erzählt gerne. Zum Lachen war es ihr damals nicht, als der Umgang mit der Hyperaktivität und den Schulproblemen ihres Sohnes immer schwieriger wurde. Die Sorge um das Wohl ihres Sohnes stieg ins Unermessliche. Der Alltag und das Zusammenleben mit ihrem Kind gerieten zunehmend aus den Fugen. Sie wollte und musste weiterarbeiten, trotz der täglichen massiven Schwierigkeiten. Hätte sie nicht etwas unternommen, wäre ihr „die Decke über dem Kopf eingestürzt“. Renée Walther suchte nach Lösungen, und sie holte fachliche Hilfe bei den Verantwortlichen für Kinder- und Jugendschutz der Stadt Basel (heute KESB). Dass sie vom zuständigen Sozialarbeiter von Anfang an ernst genommen wurde, bezeichnet sie als grosses Glück. Damals und auch später, als ihr Sohn während drei Jahren in einer Partnerfamilie des Jugendhilfe-Netzwerks lebte, gab man ihr von Seiten der Institutionen nie das Gefühl, sie würde ihr Kind abschieben. Das wusste sie zu schätzen. Anders war es im privaten Kreis, wo ihr Handeln einige Fragen aufrief. Doch sie wusste, dass sie die Problematik auslagern musste. „Es brauchte einen Schnitt, um nachher wieder aufeinander zugehen zu können.“ Heute lebt ihr Sohn wieder bei ihr. Obwohl er „nicht mehr aufs Land zurück möchte“ und als Jugendlicher „die Freiheiten des Stadtlebens“ zu schätzen wisse, sei er ziemlich stolz auf all die handwerklichen Fähigkeiten, die er in ländlicher Umgebung erworben hat. Kürzlich hat er eine Lehre als Elektroplaner begonnen. Renée Walther ist zuversichtlich, „dass er seinen Weg machen wird“.

Eine wohlwollende Haltung

Als sie damals zusammen mit ihrem Sohn zum ersten Mal die künftige Pflegefamilie in Schangnau besuchte, hatte sie gleich ein gutes Gefühl: „Ich war sofort Feuer und Flamme und wusste, dass es klappen würde. Es

war wie Liebe auf den ersten Blick.“ Ausschlaggebend war für Renée Walther die mütterliche Art der Pflegemutter. Sie begegnete nicht nur ihrem Sohn, sondern auch ihr von Anfang an mit viel Wohlwollen. Der Entscheid für die Fremdplatzierung in diese Familie fiel ihr und ihrem Sohn darum nicht schwer. Klar ist für Renée Walther aber: Die Wahlmöglichkeiten ihres Sohnes waren eingeschränkt. Er musste sich für eine andere Lösung entscheiden, weil Zuhause zu bleiben nicht mehr möglich war. Zu misslich war seine und damit auch Renée Walthers Lage zur damaligen Zeit.

Von Anfang an kam er gut zurecht mit den drei Mädchen der Familie. Er fühlte sich wohl bei den zwei Frauen, die den Bauernbetrieb führten. Mithelfen im Stall war für den Stadtbub kein Problem, er mochte Tiere. Schwieriger war für ihn die Situation in der Schule. „Mein Sohn brauchte viel Zeit, bis er sich an die neue Situation und an das, was von ihm gefordert wurde, gewöhnt hatte.“ Er war auch hier kein einfaches Kind, das weiss Renée Walther genau. Sie empfand es aber als äusserst positiv, wie sie in die Zusammenarbeit zwischen Schule und Pflegemutter einbezogen wurde. Sie rühmt den Austausch mit allen Beteiligten an den regelmässig stattfindenden Standortsitzungen, bei denen auch ihr Sohn einbezogen wurde. Bloss in einem Punkt, den sie dem Netzwerk offen kommuniziert hat, sieht sie Mängel: Es sei für Kinder nach dem Besuch der privaten Schule des Jugendhilfe-Netzwerks Integration schwierig, den Anschluss in einer öffentlichen Schule zu finden. Das Niveau halte deren Forderungen und Vorgaben nicht stand. Selbstkritisch erklärt sie hingegen, dass es vielleicht besser gewesen wäre, wenn ihr Sohn mehr als bloss drei Jahre im Jugendhilfe-Netzwerk verbracht und so mehr Zeit gehabt hätte, schulische Mängel auszumerken. Vermutlich wäre es damals auch gut gewesen, die psychologische Betreuung ihres Sohnes zu intensivieren, überlegt sie. Doch das alles ist für Renée Walther Kritik auf hohem Niveau und schmälert nicht die positiven Effekte des Aufenthalts ihres Sohnes im Jugendhilfe-Netzwerk Integration. Auch wenn die Zeit danach – vor allem im schulischen Bereich – mit einigen Hürden verbunden war, die schlussendlich zu einer weiteren Platzierung in eine private Schule mündeten. Ist also die Platzierung ihres Sohnes in eine Pflegefamilie im Emmental eine Erfolgsgeschichte? „Im Ganzen betrachtet schon“, sagt Renée Walther.



Die Zusammenarbeit hat bei der Fremdplatzierung von Renée Walthers Sohn analog dem Schmetterlingsmodell gut funktioniert.





Renée Walther freut sich, dass ihr Sohn heute wieder bei ihr wohnt. Sie wünscht ihm, dass er beruflich das gefunden hat, was ihm am Herzen liegt und er sich auf seinem weiteren Lebensweg gut zurechtfinden wird.

Miteinander statt gegeneinander

Zu Beginn der Fremdplatzierung hat Renée Walther gehofft, dass „mein Kind zu Menschen kommt, die ihm gut gesinnt sind“. Sie habe sich eine Art Nest gewünscht, in dem sich ihr Bub aufgehoben und geborgen fühle. Das habe er gefunden. „Alles hat gut gepasst“ und deshalb habe es funktioniert. Könnte sie anderen Eltern auf Grund ihrer Erfahrungen etwas weitergeben, würde sie ihnen raten, mit der Pflegefamilie zusammenzuarbeiten. „Gute und schlechte gegenseitige Feedbacks sollten Platz haben. Das bedingt Offenheit und fordert von leiblichen Eltern, loslassen zu können, um andere und neue Sachen anzunehmen“, so lautet ihre Quintessenz. Gegenseitiges Vertrauen sei enorm wichtig, weil die leiblichen Eltern bereit sein müssten, die Verantwortung bis zu einem gewissen Grad abzugeben. Im Gegenzug sollten sie auf ein unterstützendes Umfeld zählen können. Das war bei der Fremdplatzierung von Renée Walthers Sohn von Anfang an vorhanden. Sie spürte sehr viel Wohlwollen von Seiten der Pflegefamilie, auch wenn es selbstverständlich Reibungsflächen gab. Die Pflegemutter war beispielsweise zum Teil streng und ihr Sohn hat sich ab und zu beklagt, wenn es darum ging, die Konsequenzen für sein Handeln zu tragen. „Die Frage ist, wie man als Eltern damit umgeht“, betont Renée Walther. „Jede Familie ist anders und in einer Pflegefamilie gelten andere Regeln als in der Ursprungsfamilie.“ Dies hat Renée Walther ihrem Sohn auch so kommuniziert. Für sie stand fest: „Als Mutter stelle ich mich nicht quer.“ Mit Erfolg: „Mein Sohn hat gespürt, dass wir eine Einheit waren und das hat ihm gut getan.“ Von der konstruktiven Zusammenarbeit mit der Pflegefamilie konnte auch sie profitieren. Sie fühlte sich verstanden und erinnert sich gerne daran, wie die Pflegemutter „ihr oft den Rücken gestärkt hat“. Rivalitäten gab es keine. Im Gegenteil. Die ältere Frau war für Renée Walther eine Art Mutter, von der sie selber viel lernen konnte.

Und was können Eltern tun, damit eine Fremdplatzierung für ein Kind nicht zum Fiasko wird? Renée Walther

überlegt nicht lange: „Offen und klar kommunizieren.“ Das bedeute, dem Kind mitzuteilen, warum die Situation entstanden ist und aus welchem Grund eine Lösung gesucht werden muss. Das Wichtigste und gleichzeitig Anspruchsvollste sei aber, dem Kind Vertrauen zu schenken. „Das Kind muss spüren, dass die Eltern weiterhin zuständig sind und dass es nicht abgeschoben wird.“ Für Renée Walther heisst dies, dem Kind immer wieder zu sagen: „Auch wenn du nicht mehr bei mir lebst, habe ich dich trotzdem gern.“

Willkommen sein

Damit eine Fremdplatzierung erfolgreich ist, muss das Kind erleben und erfahren, dass es in der Pflegefamilie willkommen ist und man bereit ist, sich auf ein fremdes Kind einzulassen. „Schwierige Situationen müssen leibliche und soziale Eltern zum Wohl des Kindes lösen“, sagt Renée Walther. Könnten Probleme zwischen Eltern und Pflegeeltern nicht gelöst werden, sei es besser, eine andere Familie für das Kind zu suchen. Vorteilhaft findet sie, dass eine allfällige Umpplatzierung im Jugendhilfe-Netzwerk innerhalb des Systems passieren kann.

Die Fremdplatzierung von Renée Walthers Sohn stand aber von Anfang an unter einem guten Stern. Die Ausgangslage war schwierig, erforderte Mut und das Eingeständnis, als Mutter mit der Situation nicht mehr zurecht zu kommen. Geholfen hat ihr, dass sie sich bei den ersten Gesprächen auf dem Sozialdienst verstanden fühlte. So konnte eine Lösung gefunden werden, die in dieser Situation die richtige und für Mutter und Kind stimmig war. Bewusst ist sich Renée Walther, dass nicht jede Fremdplatzierung genauso gut verläuft. „Ich glaube, dass mein Sohn und ich sehr viel Glück hatten.“ Kurz bevor wir uns verabschieden, nimmt sie das symbolhafte Schmetterlingsbild zur Hand. Sie findet, in ihrem Fall hätten alle Beteiligten und damit alle „vier Flügel“ optimal zusammengearbeitet.



Das zweite Zuhause

Die Ehepaare Zaugg und Riedwyl engagieren sich seit vielen Jahren als Partnerfamilien des Jugendhilfe-Netzwerks Integration.



Manchmal kommen ehemalige Pflegekinder zu Besuch auf den Hof im Pfaffenmoos. Sie berichten aus ihrem Leben, manche fragen Dora Zaugg um Rat. Solche Begegnungen zählt sie zu den schönsten Momenten, die das Engagement als Pflegemutter mit sich bringt. Sie hofft, dass die Kinder dank der Geborgenheit, die sie ihnen gibt und dank der Erfahrungen im natürlichen und bäuerlichen Umfeld „etwas fürs Leben mitbekommen“. Der Start in einer Pflegefamilie ist für Kinder jedoch mit einigen Hürden verbunden. „Als Pflegefamilie gelingt es uns in der Regel gut, uns auf die Kinder und ihre Bedürfnisse einzulassen“, sagt die erfahrene Pflegemutter. Viele Kinder fühlen sich zu Beginn aber gefühlsmässig hin- und hergerissen zwischen der Herkunftsfamilie und den Pflegeeltern.

Vreni (57) und Christian Riedwyl (60) engagieren sich seit dem Start des heutigen Jugendhilfe-Netzwerks Integration im Jahr 1997 als Partnerfamilie. Das Paar hat fünf erwachsene Kinder. Eigentlich wollten sie ein Kind adoptieren, als die eigenen alle in der Schule und in Ausbildung waren. Der „Knick in der Landwirtschaft“ war für sie aber mit einem grossen finanziellen Verlust verbunden. Dies war für sie ein Grund, nebst der Arbeit auf dem Hof Gätzi- stiel nach einer zusätzlichen Erwerbsquelle zu suchen. Eher skeptisch begegnete Christian Riedwyl zu Beginn der Idee, Pflegekinder in Emmentaler Bauernfamilien zu platzieren. Das Gesamtkonzept, das auf der Zusammenarbeit mit den Gemeinden basiert, überzeugte ihn dann doch. Zurzeit lebt ein Pflegekind in der Familie, zwei ehemalige Pflegekinder kommen etwa jedes zweite Wochenende auf den Bauernhof in Eggwil. Sieben Pflegekindern haben die Riedwyls in den letzten Jahren ein Zuhause auf Zeit geboten.



Sechs Pflegekinder haben Dora (53) und Ueli Zaugg (55) seit 1998 im Pfaffenmoos in Eggwil aufgenommen. Leibliche Kinder hat das Ehepaar nicht. Zauggs führen einen Milchwirtschaftsbetrieb. „Wir leben in einem Haus mit vielen Zimmern und haben Platz für Pflegekinder“, sagt Ueli Zaugg. Ihr Engagement als Partnerfamilie des Jugendhilfe-Netzwerks Integration ist für das Paar auch ein wichtiger Erwerbszweig. Dora und Ueli Zaugg schätzen es, dass sie ihren Arbeitsplatz Zuhause haben. Ihr jetziges Pflegekind ist sieben Jahre alt. Der Bub lebt seit drei Jahren in ihrer Familie. Eines ihrer ehemaligen Pflegekinder haben sie im Alter von 18 Jahren adoptiert.





Ueli Zaugg:
„Jedes Kind braucht etwas anderes, damit es sich wohlfühlt.“



Vreni Riedwyl:
„Ich denke, dass alle irgendetwas Gutes für ihr späteres Leben mitnehmen können.“

Zwei Familien

Sich auf ein neues Lebensumfeld einzulassen und sich damit „ein Stück von der Ursprungsfamilie zu lösen“, ist für ein Pflegekind nicht einfach. Die wichtigste Voraussetzung dafür ist für Ueli Zaugg, dass die Herkunftsfamilie das Pflegeverhältnis akzeptiert. „Es muss nicht hundertprozentig sein, aber halbwegs sollten die leiblichen Eltern schon dahinterstehen.“ Diese fühlen sich aber oft schuldig, was den Umgang mit der Pflegefamilie erschwert. Wenn die leiblichen Eltern dem Engagement der Pflegeeltern mit Respekt begegnen, ist die Situation für das Kind um Längen einfacher. Einen wesentlichen Beitrag zur Verbesserung der Situation leiste in der Regel die Motivationsarbeit des Beistandes, finden die Familien Zaugg und Riedwyl. Als Meilenstein bezeichnen sie den Tag, an dem ein Kind sagen könne, dass es zwei Familien und damit zwei Zuhause habe. Dies gelingt nicht in jedem Fall. Und wenn doch, besteht trotzdem noch Konfliktpotenzial. Für die leiblichen Eltern ist es in der Regel nicht einfach, das zweite Zuhause ihrer Kinder als ebenbürtig zu akzeptieren. Zudem versuchen Pflegekinder oft, Verantwortung für das Denken und Handeln der leiblichen Eltern zu übernehmen, womit sie häufig unter grossen Druck geraten. „Aufgabe der Pflegefamilie ist es, viel Fingerspitzengefühl an den Tag zu legen“, sagt Dora Zaugg.



Dora Zaugg:
„Ich versuche den Kindern zu zeigen, wie wir respektvoll miteinander umgehen können.“

Unterschiedliche Rollen

Ein Leitsatz hat für Christian Riedwyl im Umgang mit den leiblichen Eltern oberste Priorität: „Pflegeeltern dürfen nie ihre Macht ausspielen.“ Für Zauggs und Riedwyls ist klar: Gibt es Ungereimtheiten zwischen den leiblichen Eltern und den Partnerfamilien, ist das Verhandeln nicht ihre Sache. Christian Riedwyl bringt die Rollenverteilung auf den Punkt: „Wenn es Schwierigkeiten mit den Eltern zu bereden gibt, muss das vom Jugendhilfe-Netzwerk gemacht werden. Unsere Aufgabe ist es, uns um die Kinder zu kümmern.“ Das Ziel der Zusammenarbeit mit den Eltern müsse sein, „anständig miteinander umzugehen“, betont er. Dies funktioniere meist nicht von einem Tag auf den anderen. Für Dora Zaugg und Vreni Riedwyl heisst dies, „Aufbauarbeit zu leisten und einen guten Boden zu schaffen“. Daraus ergibt sich ein weiterer zentraler Grundsatz, an den sich beide Familien halten: „Pflegeeltern dürfen nie etwas Negatives über die Eltern eines Kindes sagen.“ Vielmehr gehe es darum, beim Kind um Verständnis zu werben für die Situation der leiblichen Eltern. Am anspruchsvollsten ist es, wenn Eltern aus psychischen oder gesundheitlichen Gründen nicht in der Lage sind, den Kontakt zu ihren Kindern zu pflegen. „Kinder leiden am meisten, wenn sie die Umstände nicht kennen oder nicht wissen, warum sich ihre Eltern nicht melden“, sagt Dora Zaugg. Deshalb sei es wichtig, ihnen auch verworrene und unangenehme Situationen zu erklären. Bereits kleine Kinder seien fähig, komplizierte Zusammenhänge zu verstehen, wenn ihnen diese altersgerecht dargelegt würden. Dafür brauche es meist viele Gespräche. Manchmal versucht die Pflegemutter die Problematik bildlich darzustellen. „Das hilft Kindern, komplizierte Zusammenhänge besser zu verstehen“, weiss Dora Zaugg aus Erfahrung.

Keine einfache Aufgabe

Mit anspruchsvollen Situationen umzugehen, gehöre zum Alltag von Pflegeeltern, betont Christian Riedwyl. Und fügt pragmatisch hinzu: „Schliesslich werden wir für diese Arbeit bezahlt.“ Kein Blatt nimmt er vor den

Mund, wenn er vom turbulenten Zusammenleben mit Pflegekindern erzählt. Er weiss, dass die Vergangenheit vieler Kinder von schlechten Erfahrungen geprägt wurde. Für die Folgen davon hat er viel Verständnis. Er gibt aber auch unumwunden zu, dass der Alltag mit jungen Menschen, die „mit einem ganzen Rucksack voller Probleme und aufreibendem Verhalten“ auf den Hof Gätzstiel in Eggwil kommen, ihn und seine Frau Vreni mit unflätigen Worten und Verweigerungsaktionen bisweilen bis an die Grenzen fordern. Sich nicht aus der Ruhe bringen zu lassen und die Regeln klar zu kommunizieren; das ist Christian Riedwyls Art, mit solchen Situationen umzugehen. „Nerven wie Drahtseile“, brauche es manchmal im Alltag, sagt auch Dora Zaugg. Die meisten Probleme könne man aber besprechen und lösen, findet ihr Mann. Mit manchen Dingen müsse man einfach irgendwie zurechtkommen. Eines ist für Christian Riedwyl klar: „Eine solche Arbeit kann nur leisten, wer die Menschen gern hat.“

Rahmenbedingungen müssen stimmen

Glücklich sind die beiden Partnerfamilien, dass die Rahmenbedingungen für ihr Engagement im Hintergrund geregelt werden. Sie können davon ausgehen, dass gesetzliche und finanzielle Vorgaben sie nicht belasten. Einzig der Fall, bei dem vor Jahren die Finanzierung eines Pflegeplatzes über Monate nicht geregelt war, blieb Familie Zaugg in negativer Erinnerung. Zum Glück habe das Jugendhilfe-Netzwerk damals gute Arbeit zur Regelung des Ganzen geleistet, sodass sie sich weiterhin auf ihre Aufgabe als Pflegeeltern hätten konzentrieren können. Denn dies sei das Wichtigste, finden beide Elternpaare. Ein Pflegekind spüre, wenn im Hintergrund etwas nicht stimme. Das Schmetterlingsmodell des Jugendhilfe-Netzwerks Integration zeigt den Familien Zaugg und Riedwyl auf, wie wichtig es ist, dass alle am gleichen Strick ziehen. Christian Riedwyl vergleicht die geforderte Zusammenarbeit der Eltern, Pflegeeltern, Gesetzgeber und Finanzierenden mit einem Zusammenspiel in einem Kreis. Dieser müsse „nicht immer ganz rund sein“, es dürfe

zwischen auch Ungereimtheiten geben. Wichtig sei aber, dass die Kreislinie und damit die Zusammenarbeit der verschiedenen Parteien nie unterbrochen werde. Denn solche Brüche seien für ein Pflegekind fatal. Sorgen bereitet ihm aber vor allem, dass die meisten Pflegekinder die ersten Jahre ihres Lebens auf der Verliererseite des Lebens stehen. „Wenn wir uns noch so viel Mühe geben, ist keinesfalls garantiert, dass sie sich später gut durchs Leben schlagen werden.“ Ueli Zaugg versucht in seiner Rolle als Pflegevater den Kindern Grundlagen mitzugeben, die ihnen im späteren Leben weiterhelfen. Was sie daraus machen, liege aber in deren Händen, erklärt er. Nach dem Weggang von der Pflegefamilie sei meist eine Zeitlang Funkstille. Die jungen Menschen müssten zuerst ihren eigenen Weg gehen.

Die meisten ehemaligen Pflegekinder kommen aber eines Tages zurück. Manche besuchen ihre Pflegefamilien im Emmental, wenn sie ihre Lehre abgeschlossen und beruflich Fuss gefasst haben. Andere schauen eines Tages vorbei, um ihre eigenen Kinder vorzustellen. „Das sind schöne Erfahrungen“, sagt Vreni Riedwyl. „Sie bestätigen mir, dass sich die Arbeit lohnt“.



Christian Riedwyl:
„Das Wichtigste ist, dass wir offen und ehrlich miteinander umgehen.“



Aus verschiedenen Blickwinkeln betrachtet

Eine Fremdplatzierung muss für ein Kind kein Albtraum sein. Sie kann zu einer Erfahrung werden, an die ein Mensch auch später noch mit guten Gefühlen zurückschauen kann.

Meist führt eine Vielzahl von Gegebenheiten dazu, dass ein Kind fremdplatziert werden muss. Verschiedenste Personen sind in der Regel involviert, wenn es gilt, nach Lösungen für die komplizierte und belastende Situation von Kindern oder Jugendlichen zu suchen. Welche Gedanken machen sich in diesem Bereich tätige Fachpersonen zum Thema Fremdplatzierung? Was ist aus ihrer Sicht mit Blick auf das Schmetterlingsmodell besonders zentral?



Dr. med. Gianni Zarotti war Leitender Oberarzt der Kinder- und Jugendpsychiatrischen Universitätsklinik Bern in Ittigen. Er ist an verschiedenen kinder- und jugendpsychiatrischen Institutionen und Heimen in der Deutschschweiz sowie als Kursleiter und Dozent an Fachhochschulen tätig. Im Jugendhilfe-Netzwerk Integration arbeitet er als Supervisor der Partnerfamilien.

Komplexe Situationen stabilisieren

In der Arbeit mit psychisch kranken Kindern und Jugendlichen ergibt sich immer wieder die Notwendigkeit, eine Patientin oder einen Patienten fremd zu platzieren, das heisst in einem Schul- oder Wohnheim, einer Therapieeinrichtung oder bei einer Pflegefamilie unterzubringen. Dies geschieht häufig aus verschiedenen Gründen:

- Die Familie ist mit ihrem Kind oder Jugendlichen überfordert, wegen einer abweichenden Elternsituation (Trennung/Scheidung, alleinerziehender Elternteil, psychisch kranker Elternteil, usw.) oder der Schwere der Problematik des Kindes/Jugendlichen.
- Eine Rückkehr in die Ursprungsfamilie kann dem Kind oder dem Jugendlichen wegen mangelnder Erziehungskompetenz der Eltern und/oder fortgesetzter Gewalt in der Familie (noch) nicht zugemutet werden.
- Kinder oder Jugendliche brauchen eine spezielle Form der Beschulung und/oder eine interne Beschulung, da aus verschiedenen möglichen Gründen der Besuch der öffentlichen Schule scheitern würde.
- Das Kind benötigt aufgrund seiner psychischen Störung einen speziellen, sozialpädagogisch-therapeutisch begleiteten Entwicklungsraum, um wieder gedeihen zu können.



Bezüglich all dieser Umstände kann das Jugendhilfe-Netzwerk Integration mit seinem Schmetterlingsmodell ideale Voraussetzungen bieten, die häufig sehr komplexen Situationen zu stabilisieren, indem:

- Die Pflegefamilien sehr sorgfältig evaluiert, aus- und weitergebildet sowie sozialpädagogisch rund um die Uhr beraten und unterstützt werden.
- Die Ursprungsfamilien und ihre Anliegen in die Arbeit einbezogen werden.
- Die Beschulung intern in Kleinklassen durch qualifiziertes Lehrpersonal möglich ist.
- Die psychische Situation der platzierten Kinder und Jugendlichen psychiatrisch und psychotherapeutisch begleitet werden kann.
- Die Versorger in regelmässig stattfindenden Standortgesprächen transparent auf dem Laufenden gehalten und am Prozess beteiligt werden.

Gianni Zarotti

Nach der Verantwortlichkeit fragen

Kinder und Jugendliche zeichnen sich unter anderem dadurch aus, dass sie in ihrer Lebensgestaltung mehr oder weniger abhängig sind von anderen Menschen. Es liegt in der Natur der menschlichen Entwicklung, dass diese Abhängigkeiten im Verlaufe des Erwachsenwerdens geringer werden sollten. Das grundsätzliche Ziel jeder Entwicklung ist das Erreichen einer Autonomie, die selbstgewähltes Entscheiden erlaubt. Normalerweise geschieht dies unter der Aufsicht und Stütze von Eltern, die alle Funktionen des Schmetterlingsmodells in sich vereinen. Das Kind nimmt die Eltern nicht in diese Funktionen aufgeteilt wahr, sondern erlebt sie funktional als Einheit.

Bei einer Trennung oder Scheidung der Eltern wird jeweils deutlich, was es für Kinder bedeuten kann, wenn diese funktionale Einheit in Frage gestellt wird. Eine elterliche Trennung stellt per se für die Entwicklung eines Kindes keinen Risikofaktor dar. Eine Tatsache, die sich aber deutlich verändert, wenn die Trennung im Streit erfolgt und wenn das Kind zusätzlich vordergründig (Streit um elterliche Sorge und/oder Obhut) oder hintergründig (zum Beispiel durch finanzielle Überlegungen) zum Zankapfel der elterlichen Auseinandersetzung wird. In diesem Moment wird die erwähnte Autonomieentwicklung häufig gefährdet. Das Kind wird einem Konflikt der Loyalitäten zwischen beiden Elternteilen ausgesetzt, den es weder lösen noch beeinflussen kann. Kinder und Jugendliche, die aktuell im Jugendhilfe-Netzwerk Integration platziert sind, zeichnen sich durch mehrere Besonderheiten aus, die im Rahmen des Schmetterlingsmodells relevant sind.

- Sie haben bereits einzelne, manche gar mehrere Platzierungsstationen durchlaufen. In Einzelfällen kann das so weit gehen, dass das Jugendhilfe-Netzwerk bei einem 10-jährigen Jungen die fünfte Platzierungsstation ist.
- Ihre Biografien sind durch negative Erfahrungen schwer belastet. Diese können bereits ab der Geburt einsetzen, indem zum Beispiel beim Säugling ein Methadonenzug durchgeführt werden muss. Die persönlichen Geschichten zeichnen sich im Weiteren aus durch multiple Traumatisierungen, Beziehungsabbrüche und schulische Negativerfahrungen, sei dies im Leistungs- und/oder im Sozialbereich.
- Die leiblichen Eltern sind – sofern sie überhaupt bekannt sind – in der Regel nicht gemeinsam erziehend, die Ein-Elternschaft ist üblich.
- Psychiatrisch-psychotherapeutische Diagnosen und Behandlungen vor der Platzierung stellen den Regelfall dar.



Dr. med. Martin Aegerter, Medical Manager FH, ist Mediziner und Facharzt für Kinder- und Jugendpsychiatrie. Er verfügt über Ausbildungen in systemischer und analytischer Psychotherapie und ist als Konsiliararzt im Jugendhilfe-Netzwerk Integration tätig sowie an anderen pädagogischen Institutionen und hat verschiedene Lehrmandate, unter anderem an der Fachhochschule Nordwestschweiz.

Dies bedeutet, dass die möglichen Konfliktfelder des Systems, in welchem die Kinder und Jugendlichen sich bewegen müssen und von dem sie abhängig sind, deutlich zunehmen, weil viel mehr Personen involviert sind. Daraus ergeben sich Konstellationen, bei denen schon Erwachsene Schwierigkeiten zeigen, sich zurechtzufinden und zu wissen, wer denn eigentlich wann was entscheidet. Um einiges schwieriger bis unmöglich ist dies für Kinder. Mit Blick auf das Schmetterlingsmodell wird klar: Schlagen die Flügel des Schmetterlings nicht im Einklang, bedeutet dies für das betroffene Kind Loyalitätskonflikte, denen es ausgesetzt wird und die sich entwicklungshemmend auswirken. Demgegenüber stehen Kinder, deren Möglichkeiten, mit Belastungssituationen umzugehen, eingeschränkt sind und die auf Grund ihrer Biografie Verhaltensweisen zeigen, die Unstimmigkeiten und Spaltungsprozesse innerhalb des Betreuungssystems fördern.

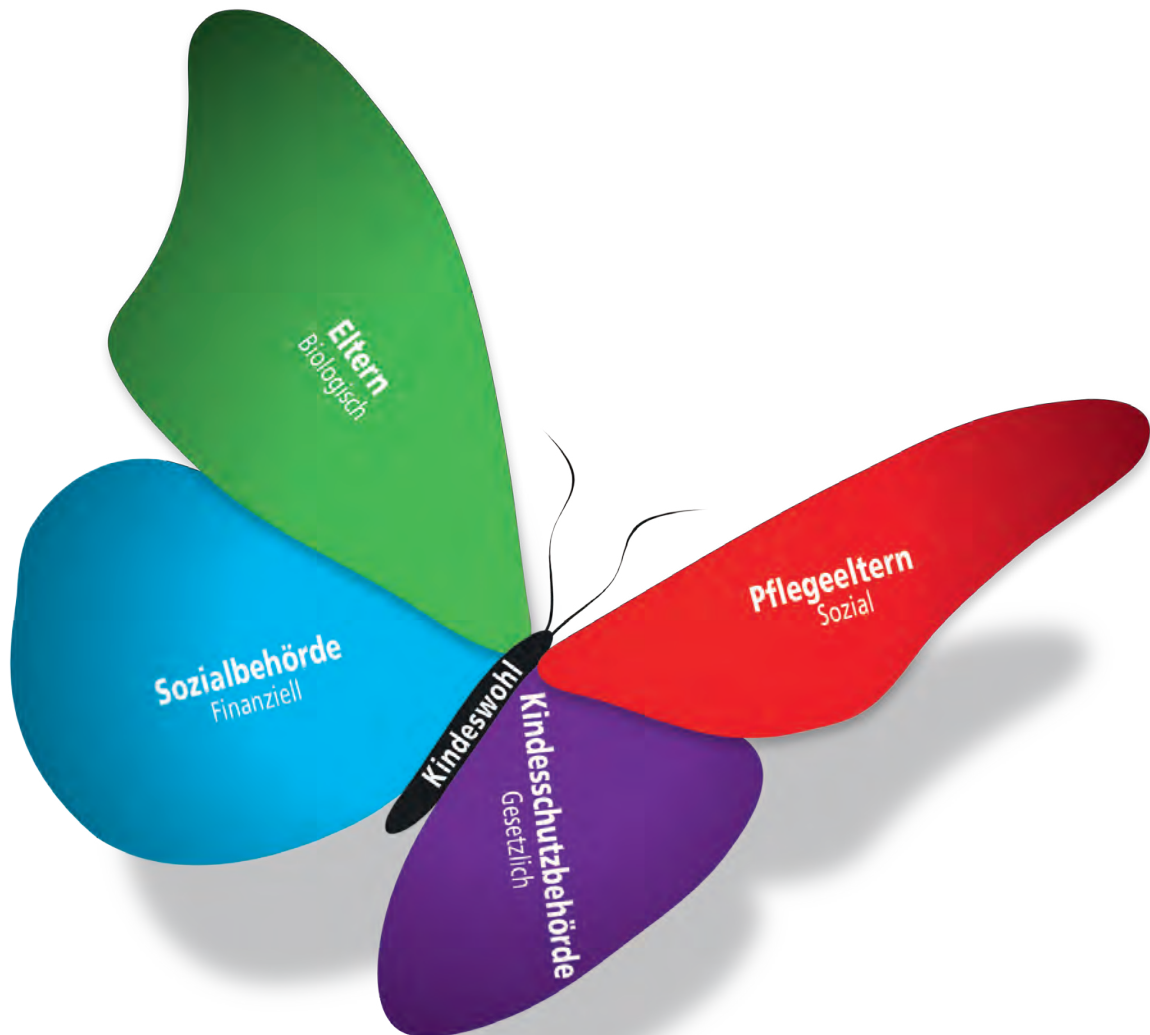
Das Schmetterlingsmodell beinhaltet, dass sich alle involvierten Erwachsenen bei jeder dysfunktionalen Verhaltensweise eines Kindes die Frage stellen müssen, ob nicht sie selber dafür verantwortlich sind.

Martin Aegerter



integration

Jugendhilfe-Netzwerk



Jugendhilfe-Netzwerk Integration
Gemeinnützige Aktiengesellschaft
Ausserzimmerzei 680b
Postfach 51
CH 3537 Eggwil

Telefon 034 491 21 60
info@jugendhilfe-integration.ch
www.jugendhilfe-integration.ch

Spendenkonto für Pflegekinder
PC 80-2-2, UBS AG, 8098 Zürich
CH96 0023 5235 1473 39M1 M
Jugendhilfe-Netzwerk Integration AG
CH 3537 Eggwil